

Ralph Sander



DER  
KREIS  
DER TOTEN  
ENGEL

Weltbild

Der Kreis der toten Engel

## Der Autor

Ralph Sander veröffentlichte Anfang der 90er Jahre das mehrbändige, wegweisende Sekundärwerk »Star Trek-Universum«, seitdem ist er als Übersetzer und Autor tätig. Unter verschiedenen Pseudonymen sind von ihm zahlreiche Mysteryromane und Krimis erschienen, unter seinem Namen erschienen zuletzt »MQRD« und der Katzenkrimi »Kater Brown und die Klostermorde«.

Ralph Sander

# Der Kreis der toten Engel

Krimi

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

*[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)*

Copyright © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.  
Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München  
Umschlagmotiv: [www.shutterstock.com](http://www.shutterstock.com) (© Jose Gil)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95973-307-6

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

## **TEIL 1**

Der Schrei

Ellen schoss aus dem Schlaf hoch.

»Rebecca!«, keuchte sie. Gerade eben hatte ihre Tochter nach ihr gerufen. »Rebecca.«

Mit einem Satz war sie aus dem Bett und lief zur Tür. Der lange Flur dahinter, von dem alle Zimmer abgingen und der schnurgerade bis zur Wohnungstür verlief, lag in völlige Finsternis getaucht. Aber Ellen brauchte kein Licht, sie wusste auch so, wie viele Schritte es bis zur Tür von Rebeccas Zimmer waren.

Aber sie wusste auch, dass sie sich den Weg sparen konnte, denn Rebecca war nicht in ihrem Zimmer. Sie würde nie wieder in ihrem Zimmer sein, weil sie tot war. Das wusste Ellen so genau, dass sie nicht weiterzugehen brauchte. Niemand würde in Rebeccas Zimmer sein. Sie würde ein verwaistes Zimmer vorfinden, in dem immer noch alles so aussah wie an dem Tag, an dem ihre Tochter spurlos verschwunden war.

An jenem Tag im Februar, als Rebecca sich mit einer Freundin gleich um die Ecke verabredet hatte ... als sie zu ihren Eltern gesagt hatte: »Ich bin schnell zu Melanie rüber« ... als sie ihrem kleinen Bruder einen Vogel gezeigt hatte, weil der es gewagt hatte zu fragen, ob sie ihn mitnehmen könnte ...

An jenem Tag im Februar, als eine Viertelstunde später Melanie angerufen und gefragt hatte, ob Rebecca schon unterwegs sei ... als Ellen ihr gesagt hatte, Rebecca sei auf

dem Weg zu ihr bestimmt noch jemandem aus der Nachbarschaft begegnet und habe darüber völlig die Zeit aus den Augen verloren ... bis Melanie eine weitere Viertelstunde noch einmal nachgefragt und dabei auch erklärt hatte, dass Rebecca nicht ans Handy ging.

In diesem Moment hatte Ellen gewusst, dass Rebecca etwas zugestoßen war, und so sehr sie sich auch dagegen gesträubt hatte, ihrer inneren Stimme zuzuhören, war letztlich doch alles so gekommen, wie diese Stimme es ihr gesagt hatte.

Ihre Tochter war auf dem Weg zu ihrer Freundin verschwunden und Wochen später tot aufgefunden worden.

Das letzte Bild, das Ellen von ihrer Tochter im Gedächtnis hatte, war der Moment, als Rebecca ihrem Bruder den Vogel gezeigt hatte. Es war eine so beiläufige Geste gewesen, eine so normale Reaktion in einer ganz normalen Situation an einem ganz normalen Tag, dass nichts, aber auch absolut nichts als Vorbote für das Schicksal hätte gedeutet werden können, das an diesem Tag im Februar zugeschlagen hatte.

Ellen ging noch einen Schritt weiter, dann hatte sie die Tür zu Rebeccas Zimmer erreicht. Sie legte die Hand auf die Türklinke und blieb wie erstarrt stehen. Nein, sie musste nicht das Zimmer betreten. Sie wollte es, aber sie musste es nicht. Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Finger umschlossen das kalte Metall des Türgriffs.

»Tu es nicht«, ermahnte sie sich leise. »Tu es ein einziges Mal nicht.«

Seit dem Tag, an dem Rebecca verschwunden war, verging nicht eine Nacht, in der sie nicht ein halbes Dutzend Mal aufwachte, weil sie glaubte, die Stimme ihrer Tochter



zu hören ... nicht eine Nacht, in der sie nicht ein halbes Dutzend Mal das Bett verließ und in Rebeccas Zimmer eilte, nur um dann vor einem leeren Bett zu stehen. Abend für Abend nahm sie sich vor, damit aufzuhören. Weil sie damit aufhören *musste*, wenn sie nicht den Verstand verlieren wollte. Den Verstand, der genau wusste, dass ihre Tochter tot war und nicht nachts nach ihr rufen konnte. Und doch ließ sich dieser Verstand Nacht für Nacht täuschen und dazu verleiten, doch wieder das Zimmer zu betreten, dessen trostloser Anblick sie in Tränen ausbrechen ließ und dafür sorgte, dass sie sich in den Schlaf weinte ... nur um kurz darauf wieder von einer Sinnestäuschung aufgeweckt zu werden.

Sie stand da, hielt die Türklinke nach wie vor umklammert und redete im Flüsterton auf sich ein, nicht dieser irrationalen Versuchung zu erliegen, die Tür aufzumachen und nach Rebecca zu suchen.

»Becky ist nicht da.«

Ellen versuchte durchzuatmen, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie drehte sich nach rechts, wo ihr Sohn Benny in der Tür zu seinem Zimmer stand und sie ansah. Durch die geöffnete Tür fiel etwas Mondlicht in den Flur. Es war eine Vollmondnacht.

Sie schluckte angestrengt. »Ich weiß, mein Schatz, ich weiß«, flüsterte sie. »Ich wollte nur mal ...« Sie verstummte, weil sie selbst nicht wusste, was sie eigentlich »nur mal« wollte. Nachsehen, ob ihre Tochter vielleicht doch in ihrem Bett lag und friedlich schlief?

Ihr achtjähriger Sohn ging mit Rebeccas Tod rationaler um als sie; er musste ihr sagen, dass Becky nicht da war.

Becky. Wie sehr hatte sie es immer gehasst, von ihrem Bruder so genannt zu werden!

Unwillkürlich musste Ellen lächeln, da sie daran dachte, wie Benny Rebecca damit zur Weißglut getrieben hatte. Und wie gelassen er auf jeden Versuch seiner großen Schwester reagiert hatte, wenn die nach einem Namen für ihn gesucht hatte, der ihm genauso zuwider war, damit er merkte, was er ihr antat. Aber ganz egal, was sie sich auch überlegt hatte, von ihm war jedes Mal nur ein Schulterzucken und ein vergnügtes Lachen gekommen.

Was würde sie dafür geben, noch einmal einen Streit zwischen den beiden miterleben zu dürfen!

»Kannst du nicht schlafen, Schatz?«, fragte sie, um sich von ihren Gedanken abzulenken.

»Ich hab dich gehört, Mama«, antwortete Benny.

»Oh, das tut mir leid. Ich wollte dich nicht aufwecken.«

»Du hast mich nicht aufgeweckt«, versicherte er ihr mit ernster Miene.

»Aber ... du hast doch gerade gesagt, dass du mich gehört hast ...«

Er nickte bestätigend. »Aber ich habe dich doch bloß gehört, weil ich schon wach war.« Er winkte ihr zu. »Und jetzt geh ich wieder ins Bett, und gleich schlafe ich wieder.« Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer zurück, rief ihr »Gute Nacht, Mama« zu und schloss die Tür hinter sich.

Wenn sie sonst nachts ein paar Mal in Rebeccas Zimmer lief, sah sie jedes Mal auch nach Benny, einfach nur um die Gewissheit zu haben, dass er wirklich noch da war. Das würde sie jetzt nicht machen, schließlich hatte sie ihn gerade eben noch gesehen.

Also machte sie kehrt, ging ins Schlafzimmer zurück und legte sich wieder ins Bett. Ihre Gedanken wollten sich im Kreis drehen, so wie sie es immer taten, wenn sie aus dem Schlaf gerissen wurde und in Rebeccas Zimmer eilte, wenn sie ...

»Moment mal«, murmelte sie und setzte sich hin. Sie war nicht in Rebeccas Zimmer geeilt, sie war standhaft geblieben. Zugegeben, sie war auch davon abgehalten worden, da ihr Sohn dazugekommen war und mit ihr geredet hatte. Trotzdem war sie zum ersten Mal seit Monaten nicht nachts in ein verwaistes Zimmer gestürmt, von dem sie doch ganz genau wusste, dass da niemand war.

Sie saß da und starrte zum Fenster, durch das sie den Mond sehen konnte. Für einen Außenstehenden war es vermutlich nur ein unbedeutendes Detail, schließlich war sie ja trotzdem noch hochgeschreckt, aufgestanden und bis zu Rebeccas Zimmer gegangen. Sie selbst hatte aber das Gefühl, einen riesigen ersten Schritt zur Normalität bewältigt zu haben.

Natürlich war ihr klar, dass es wirkliche Normalität in ihrem Leben vermutlich niemals wieder geben würde, denn dazu hätte eine lebendige, fröhliche Rebecca gehört. Aber dazu gehörte eben auch, nicht jede Nacht von der Stimme eines toten Mädchens verfolgt zu werden.

Sie stieß einen leisen Seufzer aus und sah auf den alten Radiowecker. Halb drei. Vor ihr lag noch eine lange Nacht, in der sie noch viele Male aus dem Schlaf geholt werden konnte.

»Oma will heute mit mir ins Museum gehen«, verkündete Benny, als er sein Handy weglegte und die Schale mit Cornflakes zu sich zog, die inzwischen so aufgeweicht waren,

dass sie eigentlich nur noch eine breiige Pampe bildeten – und damit exakt so waren, wie ihr Sohn sie am liebsten mochte.

»Ins Museum?«, fragte Ellen verwundert. »Und darüber freust du dich so?« Er nickte lächelnd und schlürfte die verbliebene Milch vom Löffel. »Als du das letzte Mal mit deiner Klasse im Museum warst, bist du doch aus dem Gähnen nicht mehr herausgekommen.«

»Das waren ja auch alles dumme kaputte Figuren, die sie nicht weggeschmissen haben«, antwortete Benny.

»Die meisten Menschen sind froh darüber, dass niemand auf die Idee gekommen ist, alte römische Statuen einfach wegzuschmeißen.«

Er verzog den Mund. »Aber die waren alle kaputt. Wenn ich was kaputt mache, schmeißt du es weg. Die Mamas von den Römern hätten die kaputten Figuren doch auch gleich wegschmeißen können.« Noch bevor sie dazu etwas sagen konnte, fügte er hinzu: »Oder glaubst du, dass in tausend Jahren irgendjemand die Sachen ins Museum stellen würde, die ich kaputt gemacht habe?«

»Vielleicht ja. Wenn du erst mal erwachsen bist und du leistest irgendetwas ganz Großartiges, an das sich die Leute in tausend Jahren immer noch erinnern können, dann würden sie sich vermutlich auch so was ansehen wollen«, erwiderte sie und zwinkerte ihm zu. »Also werde ich ab sofort nichts mehr wegwerfen, sondern alles sammeln und für dein Museum aufbewahren.«

»Bloß nicht, Mama«, rief er hastig. »Sonst müssen in tausend Jahren andere Kinder auch noch ins Museum gehen und sich meine kaputten Spielsachen ansehen. Und dann fragen die ihre Mamas auch, was das soll.«

»Das heißt, wir tun kommenden Generationen etwas Gutes, wenn wir deine Sachen nicht aufbewahren, richtig?«

Er nickte und aß wieder einen Löffel Cornflakes

»Du hast mir noch gar nicht verraten, was es denn eigentlich in dem Museum zu sehen gibt, in das Oma mit dir gehen will«, sagte sie nach einer kurzen Pause.

»Da ist eine ganz große Ausstellung mit der Maus aus der Sendung mit der Maus«, erklärte er und breitete die Arme aus, um seine Worte zu unterstreichen.

»Die Sendung mit der Maus? Hört sich interessant an.«

»Du kannst ja mitkommen«, schlug Benny vor.

»Schatz, du weißt, ich muss arbeiten gehen«, sagte sie. »Wir wollen doch schließlich die Miete bezahlen und uns was zu essen kaufen, nicht wahr?«

Benny sah betrübt in die Cornflakes-Schale. »Musst du denn auch immer noch arbeiten gehen, wenn Papa wieder da ist?«

»Das werden wir sehen, *wenn* er wieder da ist.« Sie rang sich zu einem Lächeln durch.

»Papa kommt doch wieder, oder?«, hakte ihr Sohn nach und wirkte so ernst, wie kein Achtjähriger wirken sollte.

»Na, das wollen wir aber doch mal schwer hoffen«, sagte sie mit aufgesetzter Ausgelassenheit. »Sonst bekommt er ordentlich Ärger mit uns beiden, richtig?«

Benny ließ sich von ihrem heiteren Tonfall anstecken und musste lachen, da ihm nicht auffiel, dass sie eigentlich gar nicht auf seine Frage geantwortet hatte. Bislang war sie damit zum Glück immer durchgekommen und hatte ihren Sohn danach schnell auf ein anderes Thema lenken können. Sie hatte keine Ahnung, ob Marcus zurückkam oder

nicht, doch das wollte sie ihrem Sohn so nicht sagen. Er hatte seine Schwester verloren, er sollte nicht auch noch glauben müssen, dass er seinen Vater ebenfalls verloren hatte.

»Okay, du isst auf, ich ziehe mich schnell um, danach räumen wir zusammen das Geschirr weg, und dann fahre ich dich zu Oma«, sagte sie und stand vom Küchentisch auf.

»Und behalt ihn ständig im Auge, Mutter«, sagte Ellen, während sie eindringlich die Hand ihrer Mutter drückte.

»Du weißt, dass ich das immer mache«, versicherte Lisa ihr. »Ich werde schon auf den Jungen aufpassen und niemanden in seine Nähe lassen, der da nichts zu suchen hat.«

Ellen biss sich nervös auf die Unterlippe. »Hältst du das wirklich für eine gute Idee, mit ihm unter so vielen Leuten zu sein? Ich meine, wenn er da mit anderen Kindern rumtollt, wie willst du dir da sicher sein, dass du ihn nicht doch aus den Augen verlierst?«

»Ich *bin* mir eben sicher, Kind«, beharrte Lisa, dann seufzte sie leise. »Ellen, ich verstehe, wie du dich fühlen musst, mir geht es schließlich nicht anders. Aber du tust weder dir noch deinem Jungen einen Gefallen, wenn du ihn bis zu seinem achtzehnten Geburtstag mehr oder weniger an die Leine legst, indem du ihm auf Schritt und Tritt überall hin folgst. Du kannst froh sein, dass er erst acht ist und dass es noch ein paar Jahre dauert, bis er von alten Leuten wie dir und mir erst mal nichts wissen und schon gar nicht irgendwo zusammen mit seiner Mutter gesehen werden will.«

Ellen zuckte mit den Schultern. »Aber bis dauert es noch ein paar Jahre, wie du selbst sagst, und deshalb werde ich ihn behüten, so gut ich kann. Und ich setze voraus, dass du das genauso machst und nicht irgendwelche Risiken eingehst. Risiken wie diese Maus-Ausstellung, auf der es von Kindern wimmelt, die alle gleichzeitig an einen bestimmten Stand wollen, um irgendetwas auszuprobieren. Und ich kann mir vorstellen, dass an einem Samstag wesentlich mehr los ist als irgendwann in der Woche.«

Ihre Mutter legte beschwichtigend die Hand auf Ellens Arm. »Liebes, ich kann dich beruhigen. Heute Morgen findet die Ausstellung praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, es sind nur dreißig Großmütter mit ihren Enkeln da, die von der Maus persönlich durch die Ausstellung geführt werden. Es gab da ein Gewinnspiel, ich habe mitgespielt und gewonnen, genauso wie die anderen neunundzwanzig.«

»Oh«, machte Ellen. »Na ja, da kann ja eigentlich nichts passieren. Aber pass trotzdem gut auf ihn auf.«

Lisa nickte und drückte Ellens Hand. »Du bekommst ihn unversehrt zurück, das garantiere ich dir.«

Ellen gab ihrer Mutter einen Kuss auf die Wange, dann ging sie zurück zum Wagen und stieg ein. Sie wusste, jeder Außenstehende hätte sie für paranoid gehalten, aber sie hatte auch allen Grund dazu, paranoid zu sein. Jemand hatte ihre Tochter entführt und ermordet. Jemand, der bis jetzt noch nicht gefasst worden war. Jemand, der jederzeit zurückkehren und ihr auch noch ihren Sohn wegnehmen konnte. Es war diese Ungewissheit, die ihr so zu schaffen machte. War Rebecca dieser Bestie rein zufällig in die

Hände gefallen? War der Täter ausgerechnet in dem Moment vorbeigefahren, als sie zu ihrer Freundin gegangen war? Waren die Umstände durch einen unglücklichen Zufall gerade so günstig gewesen, dass er es hatte riskieren können, Rebecca in seine Gewalt zu bekommen? Hätte er auch jedes beliebige andere Mädchen entführt, wenn gerade nicht Rebecca da unterwegs gewesen wäre?

Oder war es eine gezielte Aktion gewesen? Aus ihrem Umfeld wollte ihr auch jetzt, Monate nach der Tat, niemand in den Sinn kommen, der zu so etwas fähig sein könnte und der ihrer Familie so sehr hatte wehtun wollen. Aber wenn derjenige Rebecca aufgelauret hatte, war nicht auszuschließen, dass er sich auch noch Benny holen würde. Und das würde sie mit allen Mitteln verhindern, wozu auch gehörte, ihren Sohn nicht unbeobachtet irgendwo hingehen zu lassen und Menschenmassen zu meiden, in denen er abhandenkommen konnte.

Sie ließ den Motor an und fuhr los. Um halb zehn musste sie im Geschäft sein, und wenn sie sich nicht endlich beeilte, würde sich garantiert wieder irgendein Kunde beschweren, dass die Ladentür nicht um Punkt halb zehn offen war.

Um kurz vor vier freute sich Ellen schon darauf, die Ladentür abzuschließen und den Trubel hinter sich zu lassen. Die Leute hatten bis Mittag an der Lottotheke Schlange gestanden, weil jeder noch schnell einen Schein spielen wollte, um den Rekord-Jackpot einstreichen zu können. Ellen war selbst noch nie auf die Idee gekommen, Geld für ein Glücksspiel auszugeben, bei dem die Chancen auf einen halbwegs großen



Gewinn so gering waren. Aber seit sie vor ein paar Monaten diesen Zweitjob angenommen hatte, um notfalls auch ohne ihren Mann über die Runden zu kommen, waren ihr schon viele Spielernaturen untergekommen, die jede Woche gleich ein paar hundert Euro ausgaben, um eine Handvoll System-scheine zu spielen. Zugegeben, von dem einen oder anderen bekam sie mit, dass bei diesen Spielsystemen schnell Gewinne von siebzig oder achtzig Euro zusammenkamen, aber das war bestenfalls die Hälfte der eingesetzten Summe – was aber keinen der Spielwütigen zu der Einsicht brachte, dass er Verlust machte. Der Jackpot verleitete nicht nur Leute dazu, ein paar Reihen zu spielen, die sich noch nie für Lotto interessiert hatten, sondern vor allem die Stammspieler zeigten sich noch viel spendabler als sonst.

Nach dem Annahmeschluss hatte Ellen eigentlich damit gerechnet, dass es etwas ruhiger wurde, aber da hatte sie die Rechnung ohne die Medien gemacht. In denen sprach sich nämlich in Windeseile das Gerücht herum, die Bundesregierung wolle in der kommenden Woche die Tabaksteuer drastisch erhöhen. Ellen stand solchen Meldungen skeptisch gegenüber, wenn es keine konkrete Quelle gab. Vielleicht stimmte es ja, vielleicht hatte sich auch nur jemand einen verspäteten Aprilscherz erlaubt, oder aber es war womöglich eine gezielte Falschmeldung aus der Zigarettenbranche selbst, um die Umsätze in die Höhe schnellen zu lassen. Ganz gleich, wer das Gerücht in die Welt gesetzt hatte, auf jeden Fall stürmten die Raucher den Laden, kurz nachdem sich die Lottoschlange aufgelöst und in alle Richtungen verteilt hatte, und kauften alles weg, was auch nur nach Tabak roch.

Als reichte das alles noch nicht, tauchten zwischendurch immer wieder Kunden auf, die die kleine Bücherecke des Geschäfts auf den Kopf stellten und sie schließlich nach Büchern ein und desselben Schriftstellers fragten. Der Name sagte ihr nichts, und sie konnte nur anbieten, den gewünschten Titel zu bestellen, der dann am Montag abgeholt werden konnte.

Nachdem sie es auf zehn Kunden gebracht hatte, die alle diesen einen Schriftsteller lesen wollten, wurde ihre Neugier übermächtig. »Sie sind heute schon der elfte Kunde, der nach Büchern von diesem Arthur Borownik fragt«, sprach sie den Mann im mittleren Alter an, den sie fast jede Woche sah, wenn er so wie heute kurz vor Ladenschluss hereingeeilt kam, um einen ganzen Stapel Fußballzeitungen zu kaufen. »Hat der den Literaturnobelpreis bekommen, dass alle Welt auf einmal seine Bücher lesen will?«

»Sie hören wohl keine Nachrichten?«, erwiderte der Mann verdutzt.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich lebe hier von halb zehn bis vier wie auf einer einsamen Insel«, erklärte sie und lächelte den Kunden an. »Ich weiß zwar über alles Bescheid, was gestern passiert ist, weil ich alle Tageszeitungen griffbereit liegen habe. Aber ein Radio haben wir hier nicht, weil sonst die GEMA kassieren kommt, und das will mein Chef nicht.«

»Verstehe«, sagte der Mann. »Heute Vormittag kam es in den Nachrichten, dass Borownik letzte Nacht gestorben ist. Ich hatte von dem Mann noch nie was gehört, aber wenn er so wichtig war, dass er in den Nachrichten erwähnt wird, dann muss man auch mal was von ihm lesen.«

»Aha«, machte Ellen nur und lächelte freundlich. »Ich kann Ihnen ein Buch bestellen, das ist dann Montag ab dreizehn Uhr hier.«

»Gute Idee.«

»Und ... welchen Titel soll ich bestellen?«, fragte sie, als weiter nichts kam. Sie sah auf den Monitor. »Ich habe hier ... Augenblick ... vierundzwanzig Titel aufgelistet.«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Egal, suchen Sie einen aus. Wird schon gut sein, sonst würden ja nicht so viele Leute nach ihm fragen, wie Sie gesagt haben.«

»Mhm.« Sie überflog die Liste auf der Suche nach einem Titel, der etwas über den Inhalt aussagte, aber weder *Vom Surren der Mücke* noch *Siebenundvierzig Flaschen* vermittelten ein Gefühl dafür, was der Mann zu Papier gebracht hatte, und das galt auch für die zweiundzwanzig übrigen Titel. Kurz entschlossen bewegte sie den Mauszeiger ein paar Mal auf und ab und klickte dann auf eines der Bücher, dann bestätigte sie und druckte einen Abholschein aus. »Montag ab eins.«

»Danke, schönes Wochenende«, sagte er und drehte sich um, wobei er beinahe Jana aus der Reinigung nebenan umgerannt hätte, die hinter ihm stand. »Oh, tut mir leid.«

Jana war Mitte zwanzig und sah fast schon erschreckend so aus, wie Rebecca vermutlich ausgesehen hätte, wenn es ihr erlaubt gewesen wäre, Mitte zwanzig zu werden. Es versetzte Ellen jedes Mal einen Stich durchs Herz, wenn sie Jana sah.

»Warum guckst du so ratlos aus der Wäsche?«, fragte die jüngere Frau.

»Ich verstehe die Leute nicht«, sagte sie. »Da stirbt ein

Schriftsteller, von dem ich noch nie was gehört habe, und auf einmal ist der so interessant, dass seit heute Mittag laufend Kunden nach seinen Büchern fragen. Warum will man plötzlich wissen, was der Mann geschrieben hat, wenn es einen dreißig Jahre lang nicht gekümmert hat?»

»Das darfst du mich nicht fragen«, erwiderte Jana kopfschüttelnd. »Das hab ich schon nicht kapiert, als Michael Jackson gestorben ist. Die Leute haben am nächsten Tag wie verrückt seine alten Songs runtergeladen und CDs gekauft, und ich habe mich gefragt, was das für Leute sind. Fans können es nicht sein, die haben alles. Und wenn ich bis dahin kein Fan von ihm war, wüsste ich nicht, warum ich es dann auf einmal werden soll. Irgendwas muss daran faszinierend sein, wenn Prominente sterben.«

»Dabei sterben jeden Tag zigtausend Menschen, aber für die interessiert sich keiner«, murmelte Ellen und füllte ein fast leeres Fach im Zigarettenregal auf.

»Außer man hat das zweifelhafte Vergnügen, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen, dann ka...« Jana unterbrach sich mitten im Satz. »O Gott, Ellen, ich ... so wollte ich das nicht gesagt haben ... ich ... ach, verdammt ...«

»Ist schon gut, Jana«, sagte Ellen und drehte sich zu ihr um. Die jüngere Frau war kreidebleich geworden und hielt sich die Hand vor den Mund, Tränen standen in ihren Augen. »Ich weiß, wie du es gemeint hast.«

»Ich wollte wirklich nicht ...«

»Jana, ehrlich, es ist okay«, versicherte sie ihr, während sie daran zurückdachte, wie aufdringlich die meisten Reporter in den Wochen gewesen waren, in denen sie entgegen aller Vernunft immer noch gehofft hatte, Rebecca lebend wie-

derzusehen. Immer wieder hatten sie angerufen, ob um sechs Uhr morgens oder um zwei Uhr nachts, weil jeder als Erster etwas Neues erfahren wollte. Vor dem Haus hatten sie ihr aufgelauert und darauf gewartet, sie oder ihren Mann oder ihren Sohn zu fassen zu bekommen und ihnen irgendeine Äußerung zu entlocken. In ihrer »Verzweiflung« hatten sie sich natürlich auch auf jeden Nachbarn gestürzt. Mit einigen von ihnen redete sie seitdem kein Wort mehr, zwei von ihnen hatte sie wegen Verleumdung angezeigt.

»Nein, das war völlig daneben«, flüsterte Jana und wollte den Laden verlassen.

Ellen bekam ihre Hand zu fassen und hielt sie zurück. »Hör schon auf«, redete sie eindringlich auf sie ein. »Du hast doch nichts Verkehrtes gesagt.«

»Doch, habe ich. Ich habe von ›Vergnügen‹ geredet. Ich glaube, das ist was verdammt Verkehrtes!«

»Aber ich weiß, wie du es gemeint hast«, sagte Ellen. »So wird es doch von den Reportern auch behandelt. Wäre Rebecca von der Leiter gefallen und hätte sie sich dabei das Genick gebrochen, dann wäre sie in zwei Statistiken erwähnt worden: unter ›Tödlich verunglückte Kinder‹ und unter ›Tödliche Unfälle im Haushalt‹. Niemanden hätte es gekümmert, kein Journalist wäre vorbeigekommen, um unsere Trauer für eine Story auszuschlachten, die ihm Geld einbringt und mit der er sich einen Namen machen kann. Aber Rebeccas Tod war spektakulär und dramatisch und was weiß ich noch alles. Da wusste jeder, das bringt mindestens im Lokalteil eine Schlagzeile auf der ersten Seite, vielleicht sogar auf der Titelseite. Und im Fernsehen bringen verzweifelte Eltern, die vor laufender Kamera am besten

noch schluchzend zusammenbrechen, so richtig Quote. Ich wette, ein paar von denen haben darauf gehofft, dass sich das Ganze noch mehr in die Länge zieht. Aber nachdem man ihre ... nachdem man sie gefunden hatte, war das Interesse ganz schnell wieder erloschen, und seitdem kümmert sich niemand mehr darum, wie es uns geht. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich diese Meute hasse.«

»So was muss man wohl selbst durchgemacht haben, um es richtig verstehen zu können«, erwiderte Jana. »Ich kann mir denken, dass das schrecklich sein muss, ständig von diesen Typen verfolgt zu werden. Aber ich glaube, meine Phantasie reicht nicht aus, um das tatsächlich nachvollziehen zu können.«

»Sei froh, dass deine Phantasie nicht ausreicht«, sagte Ellen leise. »Was kann ich überhaupt für dich tun? Du wolltest doch bestimmt irgendwas kaufen, oder?«

»Ja, ich brauche noch eine Fernsehzeitung, irgendwas, was heute anfängt. Ist da noch was da?«

»Augenblick.« Ellen bückte sich und griff unter die Theke. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass jemand das Geschäft betrat. »Hier, die ist Einzige, die ich dir noch anbieten kann. Der Rest ist schon gezählt und verschnürt.«

»Egal, Hauptsache, es ist für diese Woche.« Jana legte zwei Euro hin. »Stimmt so. Krieg das Wochenende gut rum.«

»Ich werde mir Mühe geben«, entgegnete Ellen. »Bis nächste Woche.« Jana war eine der Wenigen aus ihrem Umfeld, die ihr nicht gedankenlos ein schönes Wochenende wünschten, wenn sie doch wussten, dass ihr Wochenende noch so gut verlaufen konnte, dass es aber so bald nicht mehr als schön zu bezeichnen war. Meistens fuhr sie am

Sonntag mit Benny irgendwohin, um nicht den ganzen Tag in der viel zu leeren Wohnung zu sitzen und immer wieder an Rebecca erinnert zu werden. Das Problem daran war nur, dass bei einer Tagestour der Radius relativ eingeschränkt war und sie in diesem Radius so gut wie alle attraktiven Ziele zuvor auch schon mit Rebecca besucht hatten. Es ergab wenig Sinn, vor den Erinnerungen daheim zu fliehen und sich an einen Ort zu begeben, an dem sie dann doch nur daran erinnert wurde, wie sie damals mit Rebecca dort unterwegs gewesen waren. Und mit Marcus. Damals, als sie noch eine richtige Familie waren.

Dass das alles erst ein paar Monate her war, wollte ihr manchmal nicht in den Kopf gehen. Es fühlte sich an, als würde sie schon seit Jahren in einer Welt leben, in der nichts mehr so war, wie sie es geliebt hatte.

Sie sah auf die Uhr. Viertel nach vier. Durch die Unterhaltung mit Jana hatte sie die Uhrzeit völlig vergessen. Sie musste sich beeilen, wenn sie nicht zu spät zu ihrer Gruppe kommen wollte, die sich immer samstagnachmittags um fünf Uhr traf. Der Weg dahin war nicht allzu weit, aber sie musste noch die Einnahmen zusammenrechnen und in den Safe einschließen, außerdem war noch Verschiedenes für die Kollegen vorzubereiten, die am Montagmorgen zur Arbeit erscheinen würden.

»Entschuldigen Sie, wir schließen jetzt«, rief sie dem Mann zu, der sich bei den Autozeitschriften umsah.

»Ich komme sofort«, antwortete er, während sie das Rollgitter vor dem Zigarettenregal runterließ, damit die Reihen von bunten Päckchen nicht wie eine Einladung an jeden Einbrecher dastanden.

»Drei Euro, richtig?«, fragte der Mann, der inzwischen zur Theke gekommen war. Als sie sich umdrehte, folgte gleich die nächste Frage: »Du arbeitest hier?«

Sie hob den Kopf und sah den Kunden an, dann erst wurde ihr klar, dass sie ihn kannte. Sven aus ihrer Selbsthilfegruppe. »Du kaufst hier?«, erwiderte sie und lächelte schwach.

»Kommt vor«, sagte er und zwinkerte ihr zu. Wer sie beide als Außenstehender beobachtet hätte, wäre wohl auf den Gedanken gekommen, dass sie zögerlich miteinander flirteten. Es war ein Leichtes, die wissenden Blicke falsch zu deuten, die sie austauschten. Es war lediglich das Wissen, dass sie beide das gleiche Schicksal verband und dass sie beide das Gleiche fühlten.

Sie nahm das Geld und kassierte. »Ich hab dich hier noch nie gesehen«, sagte sie.

»Da haben wir ja noch was gemeinsam«, gab er zurück. »Ich bin eher selten hier in der Gegend, weil ich zu dem Supermarkt hier gegenüber nur fahre, wenn er wirklich gute Sonderangebote hat. So wie heute.« Er sah sich um. »Ist das hier dein Laden? Ich dachte, du hast einen Bürojob.«

»Habe ich auch, das hier mache ich nur nebenbei an zwei Tagen in der Woche«, sagte sie. »Haben möchte ich so einen Laden nicht. Allein kann man den bei diesen Öffnungszeiten nicht betreiben, also musst du Leute einstellen, die dich Geld kosten und die dich manchmal noch mehr Geld kosten als nötig, weil sie Leuten, die mit einem Zehner bezahlen, auf einen Hunderter rausgeben, nur weil sie sich an der Kasse vertippt haben. Und ein paar von meinen Kollegen



sind zu dumm, die Zeitschriften aus den Regalen zu nehmen, die abgelaufen sind und zurückgeschickt werden müssen, weil sie sonst nicht gutgeschrieben werden. Na ja, ich könnte noch stundenlang weitererzählen, aber ich bin jetzt schon zu spät dran. Sag den anderen, dass ich mich verspäten werde, damit sie nicht denken, mir ist was zugestoßen.«

Sven sah auf die Uhr. »Du hast noch über eineinhalb Stunden Zeit.«

»Bis um fünf sind es noch genau zweiunddreißig Minuten. Das reicht niemals, um noch pünktlich zu sein.«

»Wir treffen uns um sechs.«

»Um fünf.«

»Nein, diese Woche um sechs«, beharrte Sven. »Der Hausmeister hat doch am Mittwoch eine Mail verschickt, dass er nicht vor halb sechs aufschließen kann. Irgendwas mit einer anderen Veranstaltung, ich habe den Teil nicht so genau gelesen, sondern nur auf die Uhrzeit geachtet. Vor halb sechs ist er auf keinen Fall da, und weil das wohl auch nicht so hundertprozentig ist, sollen wir uns sicherheitshalber erst um sechs treffen.«

»Ich hab keine Mail gesehen«, sagte sie. »Muss wohl zwischen der Werbung untergegangen sein.«

»Wäre mir auch fast passiert, weil er irgendeinen blödsinnigen Betreff reingeschrieben hat, der nach Werbemüll aussah. Auf jeden Fall hast du noch Zeit.«

Ellen atmete erleichtert durch. »Das ist gut.«

»Soll ich dich abholen und mitnehmen oder ...?«, fragte Sven.

»Danke für das Angebot, aber ich bin mit dem Wagen hier«, sagte sie. »Vielleicht beim nä...«

Ihr Handy klingelte und zeigte den Eingang einer SMS an. Sie erschrak, als sie als Absender »Rebecca« las. »Was ist denn das?«, murmelte sie.

»Stimmt was nicht?«, wollte Sven wissen.

»Das weiß ich noch nicht.«

Er machte eine hilflose Geste, wartete dann aber einfach ab.

Nach langem Zögern öffnete sie schließlich die SMS. Obwohl sie fast sofort die Augen zukniff, wusste sie, sie würde dieses Foto nie wieder vergessen können, das im nächsten Moment auf dem Display zu sehen war. Sie stöhnte gequält auf und hatte das Gefühl, ohnmächtig zu werden, da wurde sie von zwei starken Händen an den Armen gepackt und festgehalten.

»Ellen, was ist los?«, fragte Sven besorgt.

»Er hat mir ein Foto geschickt«, flüsterte sie.

»Ein Foto? Was für ein Foto?«

»Ein Foto von ... von Rebecca.«

»Wer schickt dir ein Foto von Rebecca?«

»Der Mörder, Sven«, brachte sie mit Mühe heraus. »Der Mörder meiner Tochter.«

»Er schickt dir ein Foto von Rebecca?«, fragte Sven verwundert. »Aber sie ist ...« Er verstummte, da er noch gerade rechtzeitig begriff, was sie meinte.

Ellen stand da, kniff weiterhin die Augen zu und ließ sich von Sven stützen, da sie nicht wusste, ob sie sich auf den Beinen würde halten können. Ungewollt stellte sie fest, dass es guttat, von jemandem gehalten zu werden, der in dem Moment stark sein konnte, wenn sie sich zu schwach fühlte. Es hatte nichts mit Sven zu tun, sondern nur mit der Tatsache, dass sie wenigstens in diesem Augenblick nicht stark sein musste. Dabei wurde ihr einmal mehr klar, wie sehr ihr Marcus fehlte.

Nein, es war nicht »einmal mehr«, es war das erste Mal, dass es ihr mit solchem Nachdruck bewusst wurde. Bislang hatte sie einfach immer weitergemacht und sich vor Augen gehalten, dass sie für ihren Sohn da sein musste. Sie hatte sich gesagt, dass sie auch ohne Mann zurechtkam, vor allem ohne den Typ Mann, der sie einfach im Stich ließ, wenn sie ihn mehr als zu jeder anderen Zeit an ihrer Seite brauchte.

Die letzten Monate über war sie mit dieser Einstellung gut zurechtgekommen, aber in der Zeit hatte sie auch »nur« versuchen müssen, auf Abstand zu den schrecklichen Ereignissen zu gehen. Natürlich war sie immer wieder daran erinnert worden, wenn sie den leeren Platz am Esstisch saß, wenn sie der völligen Stille in Rebeccas Zimmer lauschte, weil da niemand mehr Musik oder den Fernseher laufen

ließ und niemand mehr stundenlang mit der besten Freundin telefonierte. Aber das waren Erinnerungen an die schönen Zeiten mit Rebecca, die ihr geholfen hatten, das blanke Entsetzen ein wenig abzumildern, das über ihre Familie hereingebrochen war.

Dieses Foto dagegen ... diese verheerende, grausame Foto ... dieses Foto dokumentierte das Martyrium, dem ihre Tochter ausgesetzt gewesen war. Mit diesem einen Foto war mit einem Schlag alles vernichtet worden, was sie in den letzten Monaten erreicht hatte.

Sie hatte das Foto nur ganz kurz gesehen, aber der Ausdruck in den Augen ihrer Tochter hatte ein Grauen vermittelt, das alles überstieg, was sie in ihren schlimmsten Albträumen gesehen hatte. Und selbst das, was dieses Foto ... dieses gottverdammte Foto zeigte, war nur ein Bruchteil jener Angst, die ihre Tochter empfunden hatte. Es war schlicht unmöglich, sich so in ihre Tochter hineinzusetzen, dass sie wirklich das Gleiche empfand. Es war unmöglich, weil ihr Unterbewusstsein sie immer daran erinnerte, dass sie sich das nur ausmalte, aber dass sie nicht wirklich jemandem ausgeliefert war, der darüber entscheiden konnte, wie lange sie noch leben durfte.

Plötzlich riss sie die Augen auf, sah erst Sven an und drehte sich zum Schaufenster um. »Wo ist er?«, zischte sie und löste aus Svens Griff. Sie lief um die Theke herum und weiter in Richtung Tür. »Warte hier!«, rief sie Sven zu. »Pass auf, dass niemand was klaut.«

Sie wartete nicht auf seine Antwort, sondern lief weiter durch die kurze Passage, bis sie auf dem Gehweg angekommen war. Sie sah sich um und hielt Ausschau nach jeman-

dem, der sich irgendwie verdächtig verhielt. Was genau sie darunter verstand, war ihr selbst nicht ganz klar. Jemand, der sich an einer Stelle aufhielt, von der aus er sie im Laden beobachten konnte. Jemand, der sich jetzt zurückzog und sich dabei immer wieder nach ihr umsah, weil er sich ihre Reaktion nicht entgehen lassen wollte.

Aber es waren zu viele Passanten unterwegs, die in der fast immer belebten Einkaufsstraße hin und her eilten. Es war unmöglich, sich auf einen Bereich zu konzentrieren, weil links und rechts davon zu viel los war und sie befürchten musste, dass ihr genau dort etwas entging.

Vielleicht kam sie weiter, wenn sie erst einmal feststellte, von wo ein Beobachter auf der Straße sie überhaupt sehen konnte, wenn sie hinter der Theke stand. Sie wechselte die Straßenseite und musste schnell feststellen, dass eigentlich nur ein Bereich von wenigen Metern infrage kam. Ging sie zu weit nach rechts, versperrten die Werbeauftragsteller im Schaufenster die Sicht auf die Theke. Bewegte sie sich zu weit nach links, blendete die Sonne wegen der Baulücke nebenan zu sehr, als dass man noch etwas hätte erkennen können. Derjenige musste also unmittelbar vor dem Schaufenster oder auf gleicher Achse auf der gegenüberliegenden Seite gestanden haben. Oder er hatte im Imbiss gleich hinter hier etwas gekauft und nach der Bestellung am Fenster gestanden und dabei scheinbar ein wenig gelangweilt aus dem Fenster gesehen, während er in Wahrheit ganz genau ihre Reaktion mitverfolgt hatte? Vielleicht hatte er aber auch in einem Wagen gesessen und auf einer von beiden Straßenseiten in zweiter Reihe gestanden und sie von dort aus beobachtet. Er musste nur hoch genug sitzen, also in

einem Kleinlaster oder einem SUV, damit er über den Kombi hinweg in den Laden sehen konnte, der genau davor parkte.

Sie betrat den Imbiss, in dem sie schon einige Male freitags Pizza mitgenommen hatte, um die mit ihrem Sohn zusammen zu essen. Hinter der Theke war Luigi damit beschäftigt, eine Pizza zu belegen. Die meisten Tische waren besetzt, aber die meisten Gäste konnten erst vor Kurzem hereingekommen sein, da sie noch kein Essen vor sich stehen hatten und Luigis Kompagnon Alessandro sich beeilte, um die übereinander getürmten Teigklumpen zu Pizzaböden zu formen. Hatte einer dieser Gäste etwas mit dem Foto zu tun, das der Mörder ihr geschickt hatte? War einer von ihnen der Mörder?

»Ah, Signora Ellen«, begrüßte Luigi sie, nachdem er eine weitere Pizza in den Ofen geschoben und die Fritten aus dem siedenden Fett geholt hatte. »Was darf es sein?«

»Nur eine Frage, Luigi. Hat in den letzten fünf Minuten irgendjemand hier am Fenster gestanden und mein Geschäft beobachtet? Also richtig beobachtet, nicht nur zufällig mal rübergesehen.«

Luigi schüttelte den Kopf und fuhr sich durch seine schwarzen Locken. »Signora Ellen, diese Leute da drüben sind alle in den letzten zehn Minuten hier reingekommen, als hätte ein Reisebus sie abgesetzt. Ich habe mit Alessandro zusammen Bestellungen im Akkord aufgenommen, alles Bestellungen mit Sonderwünschen, mit etwas davon und etwas davon, aber ohne dies und ohne jenes«, redete er ohne Atempause, während er sechs Teller mit gemischtem Salat als Beilage versah. »Ich habe keine Ahnung, ob jemand aus

dem Fenster geguckt hat. Sie müssen schon bitte die Leute selbst fragen.«

»Da kann ich nicht machen, ich ...«, begann sie.

»Ich kann sie fragen, wenn ich das Essen serviere«, schlug er achselzuckend vor.

»Nein, nein, derjenige soll nicht wissen, dass ich nach ihm suche«, sagte sie hastig.

Luigi sah sie ratlos an. »Ich verstehe nicht.«

»Jemand will mir schaden«, versuchte sie zu erklären, ohne zu konkret zu werden. Sie hatte keine Lust, jedem ihre Geschichte zu erzählen, weil sie den mitleidigen Gesichtsausdruck nicht ertrug, den die Leute aufsetzten, wenn sie sagte, dass ihre Tochter tot war. Und schon gar nicht ertrug sie die kaum zu bändigende Neugier, wenn sie dann auch noch erwähnte, dass Rebecca ermordet worden war – als würde das ihren Tod gleich viel interessanter machen. *Vom Auto überfahren? Kann passieren*, schienen diese Leute in dem Moment zu denken. *Aber ermordet? Na, das ist doch mal was*. »Und ich glaube, ich bin vorhin von ihm beobachtet worden. Wenn ich ihn zu sehen bekomme, kann ich zur Polizei gehen, aber wenn er weiß, dass ich nach ihm suche, wird er sich nur umso besser verstecken. Darum fragen Sie bitte niemanden.«

»Okay, Signora Ellen«, erwiderte er. »Soll ich aufpassen, falls er das noch mal macht?«

»Das wäre nett, Luigi«, sagte sie. »Wenn Ihnen jemand auffällt, der den Laden beobachtet, dann sagen Sie mir einfach Bescheid.«

»Wird gemacht. Ihre Handynummer habe ich ja.«

»Danke ... ach ja, es kann auch sein, dass er sich draußen

vor das Fenster stellt und rübersieht«, ergänzte sie. »Oder von einem Auto aus.«

»Ich halte alle Augen auf, Signora Ellen. Und Alessandro ebenfalls.«

»Was?«, rief Alessandro dazwischen.

»Du achtest darauf, ob jemand Signora Ellen anstarrt.«

»Aha«, war die ganze Antwort.

Luigi zuckte mit den Schultern, Ellen lächelte ihn an und ging wieder nach draußen. Sie wusste, Luigi meinte es ernst. Aber ihr war auch klar, dass er die meiste Zeit über gar keine Gelegenheit hatte, sich um etwas zu kümmern, was sich vor seinem Imbiss abspielte.

Sie kehrte zurück zum Geschäft, Sven machte ihr die Tür auf. »Ich hatte zugemacht, damit nicht noch irgendjemand reinkommen kann«, ließ er sie wissen.

»Danke.«

»Verrätst du mir, was du da draußen gesucht hast?«, fragte er, als sie weiter nichts sagte.

»Den Mörder meiner Tochter. Ich bin mir sicher, dass er da draußen gestanden und zugehört hat, wie ich seine SMS öffne. Er wollte meine Reaktion sehen.«

»Bis du nach ihm gesucht hast, war er längst über alle Berge«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob dir das bewusst war, aber ich habe dich bestimmt fünf Minuten lang festgehalten, während du da gestanden hast. Du hast die Augen zugekniffen und den Mund bewegt, als würdest du mit jemandem reden. Aber ich kann nicht von Lippen ablesen, darum habe ich keine Ahnung, was du gesagt hast. Jedenfalls ging das Ganze lange genug, damit der Drecksack sich an deiner gequälten Miene erfreuen konnte, ehe er das Weite gesucht hat.«